

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 35 (1931-1932)
Heft: 3

Artikel: In der Kirchhofecke
Autor: Siewi, Nelly
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-661704>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

langte. Da diese Zonen ganz besonders regenarm sind, werden diese langgezogenen Anhäufungen von Sand durch keine Erosionstätigkeit zerstört.

Das äußerst gegliederte Gebirgslabyrinth zwischen dem Aconcujamassiv im Osten und der Gebirgskette des Cerro del Fraile im Westen zeichnet sich durch einen auffallenden Reichtum an Mineralwässern und Thermalquellen aus, deren Auftreten in engster Beziehung zu der tertiären Gebirgsteiktonik steht. Von Spezialisten sind diese Wässer schon seit langem eingehend untersucht und bekannt gemacht, aber wegen ihrer Lage in der Einsamkeit blieben sie bis heute noch beinahe unbekannt. Hier und da unternehmen Familien von Andalgala oder Belen die mühsame Reise nach den warmen Quellen von Nacimientos bei Gualfin. Inmitten einer fast kahlen, vorwiegend von Kakteen bewachsenen Landschaft mit abenteuerlich geformten Türmen und Festungen von dunkelroten Sandsteinmassen, die den Eindruck der Wildnis erhöhen, quillt auf einer

Verwerfungsspalte im Granit die warme Wasserader zutage (Temperatur 37 Grad). Ein ärmliches Hütchen wurde daneben von den Badegästen errichtet, die in dem trogförmigen Quellbecken für ihren Leib Genesung suchen. Ein paar weitere warme Quellen (62 Grad und 64 Grad) liegen weiter nach Westen am anderen Abhange der Gebirgskette in einem schwer zugänglichen Felsenmeer und werden deshalb nur selten besucht. Dagegen hat der Besitzer der „Colpa“ bei Gualfin für den stark alkalinen Sauerbrunnen (26,6 Grad) neuerdings einige Bequemlichkeiten eingerichtet, bestimmt für seinen privaten Gebrauch, die er jedoch auch in gastfreundlicher Weise seinen Bekannten (und welcher Reisende gehört in jenen Gegenden nicht bald zu diesen?) gerne zur Verfügung stellt. Im ganzen Gebiete sind noch etwa neun weitere Quellen, warme und kalte, mehr oder minder reich an gelösten Salzen und Gasen, bekannt; ihre Nutzbarmachung, auch in der bescheidensten Form, gehört aber erst der Zukunft an.

(Schluß folgt.)

Herbstmelancholie.

Nun ist der Sommer leis verglüh.
Die grünen und die roten Tage starben,
Und eingebracht sind letzte Garben
Vom falben Feld. Späetrose blüht.

Emil Wiedmer.

In der Kirchhofecke.

Nach jahrelanger Abwesenheit bin ich jüngst zum ersten Male wieder in dem Städtchen gewesen, in dem ich geboren wurde und meine Kindheit verbracht hatte; ein armeliger, kleiner Ort ist's im schwäbischen Schwarzwald, und das einzige bemerkenswerte daran ist die wilde Romantik seiner Lage.

Mit sonderbaren Gefühlen, wie ein Mensch sie empfindet, der aus langem Traum plötzlich erwacht ist, wanderte ich durch die engen Gassen, auf Schritt und Tritt tauchten alte Kindererinnerungen vor mir auf — lustige und traurige — ich fühlte mich zurückversetzt in eine längst vergangene Zeit, und doch war alles so anders, so fremd geworden, und aus den Häusern und Hütten, aus denen man mir einst freundlich zugeneigt hatte, schauten mir jetzt neugierige, unbekannte Gesichter nach.

Langsam ging ich die steilen Gassen hinunter ins „untere Städtle“, wie die Leute den Stadt-

teil im Gegensatz zum „oberen“ heißen, und von da pietätshalber hinaus zu dem kleinen Friedhof, wo meine Großeltern und Urgroßeltern begraben sind. Ein Stück weiter draußen liegt er zwischen grünenden Wiesen, hart an der schmalen, staubigen Straße, die da ins Land hinaus führt.

Die Gräber der Urgroßeltern konnte ich trotz allem Suchen nicht mehr auffinden — sie waren auch wahrscheinlich schon längst umgegraben worden und hatten neue Insassen aufgenommen — aber die großelterlichen Ruhestätten lagen noch unverändert da, nur war im Lauf der Jahre die verwitterte Schrift auf den einfachen Denksteinen unleserlich, und der Ephen, der sich darüber senkte, noch dichter geworden.

Mit Stumpf und Stiel riss ich einige Grashalme aus, die nicht dahin gehörten, und etwelches üppig emporschließendes Unkraut, das den alten Augen der „Frau Bas“ im obern

Städtle, welche aus Unabhängigkeit die Gräber pflegte und hie und da abends mit ihrem Gießkännchen herabkam — entgangen sein möchte.

Ganz hinten in der Ecke des kleinen Friedhofes neigte sich über das niedere, halbverfallene Mauerlein ein blühender Fliederstrauch herein, und der starke Duft der hängenden Dolden zog zu mir herüber.

„Ich liebe nun keine Blume so sehr wie den Flieder, und ehe ich mich's versah, stand ich in der Ecke, um mir von der blühenden Pracht etwas anzueignen.

„Ich darf doch?“ fragte ich vorsichtshalber den weißhaarigen Totengräber mit der verwaschenen Zipsehmütze, der in der Nähe ein Grab schaufelte und mit gleichgültig stumpfer Miene den Spaten in die frische Erde stieß.

„Freilich“, nickte er, „der Fliederbusch g'hört ja gar net da rein, der wächst draußen auf der Vogelwies!“

„Fust den schönsten Zweig riß ich mir ab und steckte das Gesicht in die Blüten hinein, um den kostlichen Duft einzutauen. Da stieß mein Fuß an einen harten Gegenstand, und beim Nachschauen sah ich, daß da in der Friedhofecke, halb verdeckt von den überhängenden Zweigen, ein morschtes Holzkreuz aus der Erde ragte.

„Ist denn da ein Grab?“ fragte ich verwundert zu dem Alten hinüber.

„Ja!“ tönte es lakonisch zurück.

„Aber in der Ecke,“ fuhr ich weiter, „da begräbt man, dacht' ich, nur die — die —“

„S'isch ja auch so eine, die dort liegt,“ sagte der Totengräber in seinem breiten Dialekt, „hat's net eilig g'nug haben könne.“

„Eine Selbstmörderin“, dachte ich mit leisem Schauder, und trat unwillkürlich einen kleinen Schritt zurück.

„Wie hat sie doch zu dem kommen können?“ brach es über meine Lippen.

„S'isch halt ein leichtsinnigs Mädel g'wesen“, sagte der alte Mann bedächtig, indem er, auf den Spaten gestützt, zu dem Grab herüber schaute — „es hat zu der Bande g'hört, die vor einem Jahr fünfzehn oder zwanzig ihre Kunststück g'macht hat auf der Vogelwies' da drüben.“

Ein Grinnern durchzog blitzschnell mein Gehirn.

„Ein Seiltänzermädchen ist's gewesen,“ rief ich hastig dazwischen, „und im Flusß hat sie sich ertränkt, nicht?“ —

Er bejahte ruhig, ohne irgendwelche Ver-

wunderung über die Richtigkeit meiner Annahme.

„Auf dem Seil hat sie 'tanzt — und einen grausigen Stolz hat das Mädel dazu g'habt, und auf die Mannsleut' im Städtle hat sie nur so 'runterguckt — aber z'letzt hat sie sich doch anführen lassen von einem, dann isch das Ding aus lauter Hochmut, der Herrgott verzeih ihr die Sünd' — ins Wasser 'gangen!“

Ich beugte mich teilnehmend zu dem Holzkreuze nieder und bog die verdeckenden Zweige und Blätter auseinander, um nach einer Inschrift zu suchen, aber der Regen hatte die Buchstaben größtenteils abgewaschen.

„Es steht nichts mehr da“, murmelte ich halblaut, „aber ich weiß noch ganz gut, daß das arme Ding „Maruscha“ geheißen hat!“

Der Alte zuckte die Achseln.

„Ich weiß nimmer, wie das Mädel g'heißen hat — so ein heidnischer Nam' isch's schon g'wesen — aber wie die Alte, die Großmutter von der da, nach der Leich' kommen isch und dem Pfarrer die paar Groschen für das Kreuzle gebracht hat, und den Namen angegeben hat —, da hat der Herr Pfarrer g'meint, so was Unchristliches können wir net brauchen für unsern christlichen Kirchhof —, man soll halt „Magdalena“ drauf schreiben aufs Kreuz, weil die arm' Sünderin in der Bibel auch so g'heißen hat.“ —

Von dem kleinen Kirchturm im Städtchen klang das Abendläuten. Der Totengräber zog den Spaten aus der Erde und schickte sich an zu gehen.

„S'isch Feierabend jetzt“, sagte er, „in einer Stund' wird da g'schlossen —, adje, Fräule!“

Und zu dem Grab unter dem Flieder hinzeigend, murmelte er noch im Weiterescreiten:

„Siebzehn Jahre alt! So jung und schon so grundverdorben!“ —

Ich setzte mich auf einen moosüberwachsenen Stein und dachte den Erinnerungen nach, die allmählich in mir aufgestiegen waren und jetzt mit einem Male greifbar deutlich vor meine Seele traten — —

Die Vogelwiese sah ich vor mir liegen im hellen Sonnenschein. In der Mitte derselben hatte die fahrende Künstlerschar ihr derzeitiges Heim aufgeschlagen, und auf der großen Wiese war ein fröhliches Tun und Treiben.

Vorstellung war zu jeder Tageszeit — wenn eben Zuschauer da waren, und an denen fehlte es zumeist nicht. Besonders die Schuljugend des Städtchens brachte jede freie Minute hier

zu, und wie ich damals, ein kleines, etwa sechsjähriges Ding, durch die Nachbarskinder von der Ankunft der „Seiltänzerbande“ gehört hatte, ließ ich der Mutter keine Ruhe mehr, bis sie mir und meinem um einige Jahre jüngeren Schwestern erlaubt hatte, in Begleitung von Riekele, unserm Kindsmägdle, hinauszugehen und uns die Wunderdinge anzuschauen.

Für unsere Kinderaugen gab es da unendlich viel Neues und Merkwürdiges zu betrachten, und weil ich alles durchaus „ganz in der Nähe“ ansehen wollte, hielt sich mein weniger leckes Schwesternerkrampfhaft am Rock unserer Begleiterin fest.

„Die alte Anne hat 'sagt, Titeuner tun Kinder stehlen“, tönte es einmal ängstlich hinter dem Rockzipfel hervor.

„Dumm's Ding, du!“ sagte ich überlegen, „das sind gar keine Zigeuner, das sind ja Seiltänzer!“

Ich zog das Riekele von einer Sache zur andern. Schon die großen, leuchtend grün angestrichenen Wagen am Rande der Wiese mit den kleinen Fensterchen und den weißen Vorhängen dahinter entlockten mir sehnfütige Wünsche.

„Ach Riekele, wenn wir so einen hätten statt unserm Haus!“ seufzte ich aus tiefstem Herzen, über einem offenen Feuer kochte eines der Weiber in einem Blechkesselchen Kaffee — ein anderes hing in einiger Entfernung frisch gewaschene Wäsche über ein Seil, das sie zwischen zwei Baumstämmen befestigt hatte. — Vor unsern Blicken spielte sich da ein ganzes Stückchen Haushaltung ab.

Die Kinder der Bande, ein paar wilde, schmutzige Rangen, balgten sich und schlügen Purzelbäume auf dem weichen Gras — wie hatten die's so gut! Die armseligen Lumpen, die sie anhatteten, taten ihnen in meinen Augen keinen Eintrag — ich war ja überzeugt, daß sie dort drin in den Wagen eine Menge prachtvoller Kleider, ganz aus Seide und Gold, liegen hatten. — Als dann die „große Vorstellung“ begann, kannte mein Entzücken keine Grenzen mehr.

Zuerst kam ein Mann in Rosa-Trikot — wir Kinder hatten zuerst lichernd gemeint, er habe „gar nichts“ an — der war so stark, daß er die allerschwersten Dinge mit dem kleinen Finger in die Höhe heben konnte, und dicke Eisenstangen trug er herum, als ob es Lakritzenstengel wären, das Stück zu einem Kreuzer, wie ich nachher zu Hause der staunenden Mutter er-

zählte. Die Hauptnummer des Programms bildete aber das Erscheinen der schönen „Maruscha“. Einige Meter über dem Erdboden war ein Seil gespannt; auf diesem bewegte sich unter den Klängen einer Ziehharmonika, die einer der Männer dazu spielte, das schlanke Mädchen in dem glänzenden Atlasröckchen graziös hin und her, die Balancierstange in den Händen.

Mein begeisterungsfähiges Kindergemüt war völlig hingerissen von dem wirklichen Liebreiz des Gauklermädchen auf dem schwankenden Seil; ich konnte keinen Blick mehr abwenden von dem lockigen Köpfchen mit dem roten Mund und den großen schwarzen Augen, die halb ernst und halb traurig unter den Wimpern hervorschauen. Als sie nachher mit dem Tellerchen kam, um einzusammeln, schrie ich stürmisch: „Riekele, gib mir Geld! Die Mama gibt dir's wieder!“ Und ich legte mit königlichem Stolz eine kleine Silbermünze auf den Teller und sah mit einem Ausdruck von so aufrichtiger Bewunderung in Maruschkas Gesicht, daß sie mir freundlich zunickte, ein Lächeln auf den Lippen.

Noch manchmal kamen wir in den darauffolgenden Wochen, bis plötzlich mit einem Mal die ganze Herrlichkeit ein Ende hatte. Es war schon tief am Nachmittage, als das Kindermädchen uns hinunterführte. Der Himmel war grau und bewölkt, und über der Vogelwiese lagen düstere Schatten. Ganz genau kann ich mich heute jeder Einzelheit erinnern. — Zu unserer Verwunderung war das frohe Leben auf der Wiese ganz verstummt. Einige Männer, die zu der Truppe gehörten, räumten mit lautloser Geschäftigkeit die Stangen, Seile und was sie sonst noch zu ihrer Vorstellung benötigt hatten, zusammen.

Von den Weibern und Kindern war nichts zu sehen, sie mochten in ihren Wagen sein, wo die Vorhänge dicht zugezogen waren. Flüsternde Gruppen von Leuten und Kindern aus dem Städtchen standen in scheuer Entfernung um die Wagen herum.

„Was isch denn?“ rief das Riekele ein dralles Mädchen aus ihrer Bekanntschaft an, das soeben aus einer der plaudernden Gruppen trat, „geht die Bande schon wieder fort?“ —

„Ja weisch du's denn no net?“ verwunderte sich das Mädchen, und warf einen ängstlichen Blick über die Wiese, „das Seiltänzermädle isch tot



Im Tertal.

Phot Paul Anechti, Zürich.

und —“ ihre Stimme sank zum Flüsterton herab, ich konnte nichts weiter verstehen.

Die Maruschka tot! — Ach, das konnte gar nicht wahr sein! Ich hatte sie ja erst gestern noch im Städtchen gesehen, wie sie beim Bäcker die Brotlaibe holte für die Truppe.

Ein kleiner Bube, der, die Hände in den Hosentaschen, neben uns stand und zugehört hatte, nahm eine wichtige Miene an und zeigte mit einer Kopfbewegung hinüber nach den hintersten der Wagen.

„Dort drinne liegt sie“, sagte er. Es war ein Wagen ohne Fenster, in dem die Leute die für ihren Beruf erforderlichen Gerätschaften bargen, die Türe stand weit offen, und eilends rannte ich über die Wiese hinüber, stürmte das kleine Wagentreppchen hinauf und lauschte unter Herzklöpfen in den halbdunkeln Raum hinein. — Ja, es mußte wahr sein — die schöne Maruschka war tot!

Auf dem Boden des Wagens lag sie hingestreckt auf ausgebreiteten Teppichen, bis zum Halse war der Körper mit einem großen weißen Tuche zugedeckt, und das Gesicht des Mädchens, das zwischen den nassen, schwarzen Haaren hervorah, war so schauerlich still und bleich anzu-

sehen, daß mir vor jähem Entsetzen der Atem stillstand. Zu Häupten der Toten brannten drei farbige Wachsferzen, und über das weiße Tuch waren Blumen gestreut.

Das Rickele war mir nachgelaufen und hatte mich leise zankend von dem Wagen fortgezerrt, und willenlos ging ich an ihrer Hand nach Hause noch ganz unter dem Eindruck des Schreckens.

Die Mutter hatte inzwischen schon die ganze traurige Geschichte vernommen, und unter lautem Schluchzen fiel ich ihr um den Hals.

Wie wir Kinder andern Tags im Garten umher spielten und die Mutter mit einer Handarbeit an ihrem Tischchen unter den Akazien saß, hörte ich, wie die alte Jungfer Babette, die nebenan wohnte, halblaut über den Zaun herüber sagte:

„Jetzt begraben sie drunten das „Seiltänzermädchen.““ Was die Mutter sagte, verstand ich nicht, sie kehrte mir den Rücken. Und nach einer Weile klang es mit einem Seufzer herüber:

„Da ist doch nur die Liebe schuld daran —“, ich machte große Augen, wieso konnte denn die Liebe schuld sein am Tode eines Menschen?

— „und der Adlerwirtssohn!“ schloß Jungfer Babette drüben.

„Also der hatte die arme Maruschka umgebracht, — o, der abscheuliche Kerl!“

Glühend vor Eifer lief ich zu den Akazien hinüber.

„Aber gelt, Mama —, der friegt jetzt schon seine Straf!“ —

Ich weiß nicht mehr, was sie mir geantwortet hat.

Viele Jahre waren inzwischen vergangen, und ganz durch Zufall hatte ich nun die einsame Ruhestätte des Mädchens in der Armsünderecke entdeckt.

Und die letzte Strophe des melancholischen schwäbischen Volksliedes zog mir durch den Sinn:

„Lasset die Blümlein stehn,
Die an dem Kreuzle blühn,
Hent Ihr das Mädel kennt,
Das drunter leit? — — —“

Da ging ich den Fliederzweig, den ich abgebrochen hatte, über das Grab zu legen —, ich wollte dasselbe nicht des Blütenzuckes herausholen, den die Natur ihm spendete und den die Menschen ihm versagten.

Nelly Siewi.

Zum Sterben reif.

Als ich heut von dir ging — am Himmel schwamm
Der Abendsonne letzter roter Streif —
Da sagtest du ein schweres Wort zu mir:
„Ich bin schon lang, so lang zum Sterben reif!“

Nun frag ich es im Herzen mit mir fort,
„Zum Sterben reif!“ — Nun liegt es mir im Sinn,
Und zukunftsang frag' ich mich immerzu,
Ob ich auch einmal reif zum Sterben bin?

Aus meinen Augen flammt die Lebenslust,
Ich grüße jauchzend jeden neuen Tag,
Ich lieb' die Welt, des Daseins heiße Pracht,
Ich lieb' es so, daß ich's nicht lassen mag.

Und dennoch falt ich oft die Hände still
Und denk an dich wie an ein heiliges Bild...
„Ich bin schon lang, so lang zum Sterben reif!“
Wie Ernstesegen klingt es, schwer und mild.

Irmela Linberg.

Vergessen.

Von Ernst Balzli.

Draußen im Garten sitzt das kleine, blonde Breneli auf einer sonnenwarmen Treppenstufe und sinnt. Die schmalen Hände um die Knie gefaltet, eine weisse Blume im Haar, unkindliche Sorgen auf der Kinderstirn — so sitzt es seit einer halben Stunde und denkt nach.

Seit einigen Tagen versteht es die Welt nicht mehr, die Menschen und das Leben.

Leben — das hieß bis jetzt: Schlafen, spielen, essen und trinken, nach Faltern haschen und Blumen pflücken, bei Mutti sitzen und wundersame Märchen hören — und viel, viel Liebe spüren im frohen Herzen.

Seit einigen Tagen aber heißt es: Ganz stille sein, nicht mehr jauchzen, nicht mehr durchs Haus stürmen, beim Spielen leise sein, die Falter fliegen und die Blumen welfen lassen — und eine Sehnsucht im hangen Kinderherzen tragen nach Muttis Liebe, nach weichen Händen und milden Worten.

Fremde Frauen haben gestern Brenelis Essen gekocht, seine Locken gefäumt, ihm die schwarze Schürze vorgebunden. Und eine große, dunkle Frau hat zu ihm gesprochen:

„Sei recht lieb, Breneli. Mutti ist gestorben!“

Wie kann Breneli ein solches Wort verstehen! Das tönt so hart und ohne Erbarmen — es muß wohl Trauriges bedeuten. Aber ganz kann das Kind das harte Wort nicht erfassen.

Nun erhebt es sich von seiner Stufe. Langsam und ungewiß klettert es die Treppe hinauf. Das Gartentor knarrt, als es sich scheu hinausschleicht aus dem blühenden Bezirk.

Heimlich tritt es ins Haus. Auf lautlosen Sohlen geht es den dunklen Gang entlang — es will noch einmal zu Mutti gehen.

Ob sie wohl noch schläft, fest, mit müd geschlossenen Augen, die Hände gefaltet, die Stirne bleich —? Mutti kann doch nicht ewig schlafen!...

Nun steht das Kind unter der Tür. Vor ihm dämmert das Sterbezimmer in ungewissem Zwielicht. Eine Kerze flackert auf dem Tisch — sie ist tief herabgebrannt. Betäubender Blumenduft quillt heraus. Kränze mit weißen Rosen schimmern blaß vom Bett her.

Bange pocht das Kinderherz. Und nun zittert ein dünnes Stimmlein in die Stille hinein: „Mutti!“ —

So hilflos und verlassen tönt der zage Ruf.